

Altpreußische Zeitung

und Anzeiger für

Stadt und Land.



Dieses Blatt (früher „Neuer Elbinger Anzeiger“) erscheint wöchentlich und kostet in Elbing pro Quartal 1,80 Pr., mit Botenlohn 1,90 Pr., bei allen Postämtern 2 Pr. Anfertigungs-Aufträge an alle ausw. Zeitungen vermittelt die Expedition dieser Zeitung.

Illustr. Sonntagsblatt — „Der Hausfreund“ (täglich).
Telephon-Anschluß Nr. 3.

Inserate

15 Pf. Nichtabkommen und Auswärtige 20 Pf. die Spaltzeile oder deren Raum. Resten 25 Pf. pro Zeile, 1 Belegexemplar kostet 10 Pf. Expedition: Sperlingstraße Nr. 13.

Chefredakteur und verantwortlich für den gesammten Inhalt Ludwig Rothmann in Elbing.

Eigentum, Druck und Verlag von G. Saath in Elbing.

Nr. 198.

Elbing, Sonnabend,

25. August 1894.

46. Jahrg.

Abonnements auf die Altpreußische Zeitung

mit den Gratisbeilagen „Der Hausfreund“ und „Illustr. Sonntagsblatt“ für den Monat September werden von allen Postämtern zum Preise von 65 Pfennig angenommen. Für Elbing beträgt der Abonnementspreis monatlich 55 Pfennig. Neu hinzutretende Abonnenten erhalten gegen Einsendung der Abonnements-Quittung die Zeitung schon von jetzt ab täglich unter Kreuzband. Probe-Nummern stellen wir den Freunden unseres Blattes behufs Gewinnung neuer Abonnenten gern zur Verfügung. Die Expedition.

* Deutschland und Frankreich.

Seitdem Fürst Bismarck kaltgestellt worden, ist die internationale Politik unruhiger als in ruhigeren Jahren gekommen. Der angebliche Großmeister der diplomatischen Kunst zeigte diese seine Meisterschaft hauptsächlich dadurch, daß er die offizielle Presse von Zeit zu Zeit einen „Krieg-in-Sicht“-Artikel bringen und dadurch die Welt in Alarm setzen, oder einen „kalten Wasserstrahl“ nach irgend einer Richtung hin abgeben ließ. Die Lobfänger Bismarcks behaupten, diese Gewaltpolitik sei dem europäischen Frieden zurückzuführen, der ohne sie seit 1871 vielleicht mehr als einmal in die Brüche gegangen sein würde. Ein Beweis für diese Behauptung ist natürlich schwer oder garnicht zu bringen und sie erscheint daher vor dem unbeeinträchtigten Urtheil als werthlos. Dagegen unterliegt es gar keinem Zweifel, daß die Bismarcksche Politik, und zwar ihre schroffen äußeren Formen vielleicht mehr noch als ihre thatfächlichen Leistungen, Deutschland in der ganzen Welt — den Bundesbrüder Oesterreich kaum ausgenommen — so unbeliebt wie nur möglich, ihm viel mehr Feinde gemacht hat, als durch den geschichtlichen Gang der Ereignisse bedingt gewesen wäre. Was Bismarck und seine Offizialen im Punkte des Mandatirens etwa noch veräumelten, holte die „nationale“ Presse selbstverständlich mit patriotischem Eifer und noch größerem Geopolter nach und schließlich war es dahin gekommen, daß alle Welt mit Mißtrauen und Besorgniß auf Deutschland blickte und dieses sich des wenig bedenklichen Rufes erfreute, der Hecht im europäischen Starpenstreich zu sein. Ganz besonders ungünstig mußte diese Sachlage aus leicht begreiflichen Gründen auf das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich wirken. Von der Besserung der Beziehungen dieser beiden Kulturnationen zu einander, die alle Freunde des Kulturfortschritts und der Völkervereinigung so innig

münchen müssen, konnte keine Rede sein, beide Staaten gingen vielmehr fortwährend zwei bissigen Hunden, die sich gegenseitig anknurren und nur deshalb nicht aufeinander losfahren, weil keiner von Beiden dem Ausgange der Affäre recht traute.

Es ist ein unglückliches Verdict des neuen Kurzes, daß er im Verkehr mit den anderen Nationen andere Grundfätze und Formen waltete, als der sog. „Heros des Jahrhunderts“. An die Stelle kraftmeierlicher Rechtschaffenheit ist eine ruhige, würdige Rechtsachtung getreten, die unteroffiziell „Schneidigkeit“ hat einer auf dem abgeklärten Bewußtsein der eigenen Kraft beruhenden männlichen Sicherheit weichen müssen und die Verkehrsmännern wohlzogener Leute haben bei der deutschen Diplomatie wieder besseren Kurs erhalten. Das gilt namentlich Frankreich gegenüber und hat seinen greifbarsten Ausdruck in dem Verhalten des Kaisers gegenüber den Franzosen, namentlich bei Gelegenheit der Ermordung des Präsidenten Carnot gefunden. Wir und Alle, denen die Erhaltung und dauernde Sicherung des Friedens am Herzen liegt, haben dem Vorgehen des Kaisers unter dem Protest unserer Eurrahpatrioten vollen Beifall gezollt und die Zuversicht ausgesprochen, daß es dem ganz natürlichen und selbstverständlichen Willen der beiden Nationen, in Ruhe und Frieden neben einander zu leben, zu Statten kommen müsse, wenn man auch seine Tragweite nicht übertreiben dürfe. Die Nichtigkeit dieser Anschauung hat in der Zeit mancherlei Verhältnisse gefunden, bei der Erledigung verschiedener internationaler Fragen haben Deutschland und Frankreich gemeinschaftlich gehandelt und so das Törichte der Behauptung, die Interessen beider Staaten seien „absolut gegensätzlich“, durch das denkbar beste Argument, nämlich durch die Thatfachen selbst, aller Welt offenbar gemacht. Soeben bringt nun auch die „Nordd. Allg. Ztg.“ einen offiziösen ausstehenden Artikel, der die freundlichere Gestaltung der Beziehungen zwischen den beiden Nationen in bemerkenswerther Weise konstatirt. Es sei nicht der mindeste Grund vorhanden, so sagt das hochoffiziöse Organ u. A., zu verkennen und zu unterschätzen, wie sich die Zeichen mehren, aus denen auf ein Umsichgreifen der Erkenntniß nicht nur in den maßgebenden französischen Kreisen, sondern auch in der Nation selbst gefolgert werden darf, es sei für die Entwicklung beider Nationen nicht unnützlich, wenn man sich gegebenen Falles zu bestimmten, im beiderseitigen Interesse gelegenen Zwecken die Hand reiche, wie es nachbarschaftlich, auch wenn sie zeitweilig im Streit gelegen haben.“ Und an einer anderen Stelle des offiziösen Artikels heißt es: „Ein Artikel, wie ihn letzter Tage der Pariser „Figaro“ brachte, in dem ausgeführt wurde, der Dreißundhabe für Frankreich neuerdings seinen bedrohlichen Charakter in gewissem Maße eingebüßt, hätte vor wenigen Jahren noch in

dem vielgelesenen Blatte nicht erscheinen können.“ Damit hat die „Nordd. Allg. Ztg.“ Recht und wenn der „Figaro“ nun den Stiel umdrehen und sagen würde, einen so verständigen Artikel, wie den hier in Rede stehenden, hätte das Berliner offiziöse Organ vor wenigen Jahren, nämlich so lange Bismarck noch die äußere Politik Deutschlands machte, nicht bringen dürfen, so würde er nur die Wahrheit sagen und dabei gleichzeitig auch den Hauptgrund angeben haben, warum damals das Eine wie das Andere unmöglich gewesen wäre.

Wir brauchen kaum zu sagen, daß wir solche Kundgebungen unserer offiziösen Presse, wie die im Vorstehenden besprochenen, mit lebhafter Genugthuung als friedliche und darum höchst erfreuliche Symptome begrüßen. Sie können nur dazu führen, die Beziehungen zwischen beiden Nationen zu fördern, den verderblichen Irrthum einer Gegenständigkeit der beiderseitigen Interessen oder gar einer „notdürftigen Erbfeindschaft“ aus immer mehr Köpfen hinauszuweisen. Möchten die Anschauungen und Gefinnungen, die in der offiziösen Auslassung zu Tage treten, sich immer mehr befestigen und immer deutlicher als die letzten Grundfätze der deutschen Politik im Verkehr mit den anderen Nationen zu Tage treten — den Eurrahschreibern zum Schmerz und Aerger, den wahren deutschen Patrioten zur Freude und Genugthuung!

Politische Tageschau.

Elbing, 24. August.

Deutsches bürgerliches Recht. Zum ersten Mal an deutschen Universitäten wird vom kommenden Wintersemester an der Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch durch eine ausführliche Vorlesungsbereitstellung stattfinden. In dem jüngst erschienenen Vorlesungsverzeichniß der Universität Berlin kündigt Prof. Eck darüber ein vierstündiges Kolleg an, und es ist wahrscheinlich, daß andere Mitglieder der Berliner Juristenfakultät ihm darin folgen werden. Auch an anderen Universitäten, wie z. B. in Leipzig und Göttingen, werden ähnliche Vorlesungen über das bürgerliche Gesetzbuch angekündigt. Es ist dies ein erfreuliches Zeichen dafür, wie sehr sich in gelehrten Kreisen das Vertrauen auf einen baldigen Abschluß des großen nationalen Gesetzgebungswerkes zur Geltung gelangt. Andererseits scheint sich damit auch zu rechter Zeit eine Umgestaltung des juristischen Studienplanes anzubahnen, die voraussichtlich dahin führen wird, daß an Stelle der großen dogmatischen Vorlesungen über Pandekten sofort Vorträge über das deutsche bürgerliche Gesetzbuch treten werden. Diese Ankündigungen lassen endlich den betriebenden Schluss zu, daß in unseren juristischen Fakultäten dem neuen bürgerlichen Recht nicht jene kümmerliche Rolle zugetheilt werden wird, welche die großen neueren Gesetzgebungswerke

— wie schon das preußische Landrecht — bisher gespielt haben.

Zum Krieg auf Korea. Nach Telegrammen aus Shanghai melden die dortigen Zeitungen aus Korea, bei den Kämpfen der vorigen Woche seien 25,000 Mann auf beiden Seiten engagirt gewesen und die Japaner unter blutigen Verlusten zurückgeschlagen worden. Diese Berichte entbehren jedoch noch jeder Bestätigung von unparteiischer Seite. Aus Chemulpo wird nur gemeldet, daß unbedeutende Straisgefechte stattfanden. Die Hauptpositionen der Japaner sind unverändert, alle Pässe sind von Japanern stark besetzt. In Tientsin glaube man, die Japaner beabsichtigen die Landung einer starken Truppenmacht in der Bucht von Korea, um die Position des Generals Liu-Min-Cuang anzugreifen, der Wicelkönig befahl daher die Concentration der Nord-, Süd- und Centralflotte im Golf von Petchili. Weder die Londoner japanische und chinesische Gesandtschaft, noch der Foreign office erhielten irgend eine Bestätigung der Nachricht von einem chinesischen Siege. — Aus diplomatischer Quelle verlautet, die japanische Regierung müsse der Kündigung des Basallensverhältnisses des Königs von Korea gegenüber Ostma die größte Wichtigkeit bei. Diese Kündigung bedeute eine vollkommene Unabhängigkeitserklärung Koreas, wodurch die ganze koreanische Frage total eine neue, für Japan günstige Wendung erhalte. Aus Seoul wird hierzu gemeldet, der König von Korea ernannte in herzlichem Einverständnis mit Japan ein neues Cabinet mit umfassendem Programm interner Reformen. Unter Anderem wird sofort eine neue Währung eingeführt werden, um das gegenwärtige Währungschaos zu beseitigen.

Zur neuen Strafgesetzbuchbestimmungen zum Schutze der Grundlagen der christlichen Gesellschaftsordnung: Glauben an Gott, Unsterblichkeit der Seele, Anerkennung der bestehenden Obrigkeit, Sittengesetz, Ehe und Eigenthum, soll sich nach der „Nordd. Allgem. Ztg.“ die kirchliche „Augsburger Postztg.“ erklärt haben. Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ erkennt die Bereitwilligkeit des kirchlichen Vorstandes zur Schaffung von Strafgesetzbuchbestimmungen dankbar an. Der „Weissf. Merkur“ meint: Der Gedanke, die Grundlagen der christlichen Gesellschaftsordnung besser gegen öffentliche Untergrabungen und Verböhnungen zu sichern, ist schon vor Jahren in der Presse und im Parlament verhandelt worden. Wenn der Bundesrath einen Antrag in dieser Richtung im Reichstage einbringen wolle, werde er auf wohlwollende Prüfung rechnen können. Das künftige für den Bundesrath sehr verführerliche Wir würden in einer solchen Verschärfung der Strafgesetze keinen Schutz der Grundlagen der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung erblicken, sondern ungekehrt eine äußerst gefährliche Einschränkung der berechtigten Kritik in der Fortbildung dieser Einrichtungen nach Maßgabe des distretionären Ermessens

Unseliger ist nichts, als wenn Dir immer ist,
Du siehst nicht zu Hause, wo Du zu Hause bist!
Rüchert.

Napoleon I. über die Liebe.

Die jüngste Nummer der „Revue de Paris“ enthält einen bisher unbekannt gewesenen Dialog über die Liebe aus der Feder Napoleons I. Schon die Geschichte des Manuskripts ist interessant. Der Dialog über die Liebe befand sich in einem Packet von Manuskripten, welche Napoleon im Jahre 1815 in einen Karton verpackte. Darauf schrieb er: „Einzig und allein dem Kardinal Fesch zu übergeben.“ Der Kardinal nahm den Karton nach Rom mit, ohne ihn je zu öffnen. Im Jahre 1830 starb Kardinal Fesch und sein Nichte Abbé Hyonnet nahm von den Papieren Besitz, um sie sodann weiter zu verkaufen. Schließlich kamen sie in die Hände des Grafen Alshurham, der sie seiner berühmten Sammlung einverleibte. Im Jahre 1880 erhielt Prinz Napoleon die Papiere zur Einsichtnahme und er beauftragte den französischen Publizisten Frédéric Maffon, dieselben zu prüfen und zu kopiren. In Wälde soll nun eine vollständige Veröffentlichung aller Manuskripte, die in jenem Karton sich befanden, erfolgen.

In dem Dialog über die Liebe sind die sprechenden Personen Napoleon selbst und Des Mazis, mit dem er im Jahre 1791, als er noch Lieutenant in der Garnison von Valence war, intim befreundet war. Des Mazis wurde später Kammerherr an Napoleons Hof. Des Hauptstellen sind die folgenden:

Des Mazis: Was soll das heißen, Herr? Sie fragen, was die Liebe ist? Sind Sie denn anders organisiert, als die anderen Menschen?

Bonaparte: Ich suche keine Definition der Liebe. Ich war auch einmal verliebt, und es verblieben mir genug Erinnerungen an sie, so daß ich keine metaphysischen Definitionen nöthig habe, die nur die Dinge verwirren. Ich halte die Liebe für etwas, was ebensowohl der Gesellschaft als dem Glück des Einzelnen schädlich ist. Ich glaube, die Liebe fñhst mehr Uebel als . . . Kurz, es wäre eine Wohlthat einer über uns waltenden Gottheit, uns dieselbe abzugewöhnen und die Welt von ihr zu befreien.

Des Mazis: Wie? Die Liebe der Gesellschaft schädlich, sie, die die gesammte Natur belebt, die Quelle

alles Schöpfens, alles Glückes? Keine Liebe — das hieße Iobiel, wie unsere Existenz vernichten!

Bonaparte: Sie erkennen sich, die Leidenschaft beirahcht Sie. Erkennen Sie doch, ich bitte, Ihren Freund. Sehen Sie mich nicht mit Entrüstung an und antworten Sie mir, weshalb ich Sie, jeidtem diese Leidenschaft Sie beherrscht, nicht mehr in der gewohnten Thätigkeiten geworden? Was ist aus Ihnen lässigen Sie Ihre Verwandten, Ihre Freunde? Ihre Tage sind jetzt ganz den einsamen, einsamen Promenaden geopfert, bis zu der Stunde, die Ihnen gestattet, Adelaide zu sehen.

Des Mazis: Ach, Herr, was liegt mir an Beschäftigung, an Gesellschaften! Ich habe nur vegetirt, bevor ich die Liebe kennen lernte. Jetzt, wenn mich die Morgenröthe dem Schlaf entreißt, frage ich nicht mehr: Weshalb leuchtet mir die Sonne? Nein! Der erste Lichtstrahl bedeutet mir meine theure Adelaide im Morgenkleide. Ich sehe sie an mich denken, mir zulächeln. Gestern Abend drückte sie mir die Hand; sie seufzte, unsere Blicke begegneten sich. Wie sie unsere Gefühle ausdrückten! Ich betrachtete ein Porträt, welches meine Seele entzündet. Hundertmal lege ich es weg, um es bald wieder zu ergreifen. Sehen Sie das Schloß, wo wir unsere Tage verleben sollen, die dunklen Bosquets, die lachenden Wiesen, die entzückenden Blumenbeete? . . . Und bald wird sie mir B-weije ihrer Liebe geben müssen. Aber wie, Sie lachen? Wahrhaftig . . . Ich verachte Sie!

Bonaparte: Ich lachte über die wichtigen Sorgen, welche da Ihre Seele fesseln und noch mehr über das Feuer, mit dem Sie mir davon erzählen. Welche sonderbare Krankheit hat Sie erfaßt? Ich weiß es, es wird keine Wirkung haben, wenn ich die Vernunft zu Ihrer Rettung herbeizulen will. In Ihrem Delirium werden Sie nicht nur Ihr Ohr mir verschließen, Sie werden sie sogar verachten, die Vernunft. Ich will ja glauben, daß das männliche Geschlecht, König der Welt durch seine Kraft, seine Erfindungsgabe, seinen Geist und die anderen natürlichen Fähigkeiten, sein höchstes Glück darin findet, in den Ketten einer, ich möchte sagen weichen Leidenschaft, und unter den Gelehen eines Wesens, das schwächer an Verstand, denn an Körper ist, zu schmachten. Meine fühle Ruhe, das sehe ich, ist nicht geeignet, die drückende Last auszumalen, welche einen Liebender martert. Wenn Adelaide nur für fünfzehn Tage sich

absentirt, was ist es dann mit Ihnen? Wenn ein Anderer sich bemühen würde, dem Gegenstande, der, wie Sie glauben, Ihnen gehört, zu gefallen, welche Beunruhigung! Und was weiß ich, was für hundert andere Kleinigkeiten den Liebenben aufregen. Ist vergeben die Mächte ohne Schlaf, die Maßzellen ohne Essen, Ihr Blut kocht. Sie gehen mit großen Schritten, verlorenen Blickes. Armer Ritter, ist das Glück? Aber, Chevalier, wenn es nöthig wäre, einen Angriff auf das Vaterland abzuwehren, was dann? Woju wären Sie dann gut? Kann man das Schicksal Anderer einem kindlichen Wesen anvertrauen, das unaufhörlich weint und das unglücklich oder nährlich glücklich ist, je nachdem eine andere Person sich nur rührt? Wird man dem, der keinen Willen hat, das Geheimniß des Staates anvertrauen?

Des Mazis: Nichts als große Worte ohne Inhalt! Was geht mich Ihr Staat, sein Geheimniß an? Wahrhaftig, Sie sind heute unbegreiflich. Sie haben noch nie so erbärmlich argumentirt!

Bonaparte: Ach, da sehen Sie! was Sie der Staat, Ihre Mitbürger, die Gesellschaft angehen? Da sehen Sie die Folgen einer schlaffen, dem Sinnenergebenen Seele! Keine Kraft, keine Tugenden! . . . Ein Bild, ein Händedruck, ein Fuß — und was liegt Ihnen dann an dem Kummer des Vaterlandes, an der schlechten Meinung, die Ihre Freunde von Ihnen haben! . . . Ja, die Liebe bringt unvergleichliches Vergnügen, aber vielleicht noch größeren Kummers hervor. . . Aber lassen wir das: Erwägen wir bloß deren Einfluß auf den Zustand der Gesellschaft . . . Die Wahrheit ist, daß unsere Seele, frei und unabhängig geboren, sich in Fesseln schlagen und zum Glauben degradirt läßt, daß jeder Mensch geworden sei, um glücklich zu sein, und daß dies das höchste Geseß sei, welches die Natur uns gegeben hat. Nun, Jeder ist Richter darüber, was ihm behagt, und hat das Recht, über seinen Körper, wie über seine Gefühle zu verfügen. . . . Man hat die Stimme unseres Gefühls durch diejenige der Bourgeoisie ersetzt und diese sind die Basis aller unserer sozialen Einrichtungen. Man hat den Menschen aus dem, was er anfangs war, zu einem anderen Geschöpfe gemacht. Sie, das ohne diese Umwandlung zu viele Menschen die Erniedrigung leiden würden, die ihnen von einer kleinen Anzahl großer Herren zu Theil wird, oder daß die prunkvollen Paläste von Menschen, die kein Brod haben, respektirt werden würden? Die Sittete ist das Geseß der Thiere, die Konvention das

der Menschen, und das Volk wurde unterjocht. Mit großen Schritten trat die Ungleichheit ein, es bildeten sich die regierende und die regierte Klasse. Die Religion tröstete die Unglücklichen, die jedes Eigenthums beraubt waren, und sie gelangte dazu, sie für immer zu fesseln. . . Die Herrschaft der Geistlichen begann, eine Herrschaft, die wahrhaftig niemals enden wird. Dieser Zustand der Menschheit ist eine traurige Wahrheit, aber er ist legitimirt; das Schweigen der Menschen über diesen Punkt ist eine stille Billigung. . . .

Der Dialog erörtert dieses Rousseau'sche Thema noch weiter und gelangt zu dem Schluß, daß, wer unter der Herrschaft solcher Verhältnisse die Vorteile der gesellschaftlichen Ordnung genießt, die doppelte Verpflichtung habe, der allgemeinen Wohlfahrt zu denken; und dazu müsse man immer Herr seiner Seele und seiner Handlungen sein. Bereit, Alles im Dienste des Staates zu vollbringen, müsse der Einzelne Soldat, Geschäftsmann, ja, wenn nöthig, selbst Liebhaber ohne Liebe sein, wenn das Interesse des Volkes es erheischt. Und wie sah wird dann der Lohn sein! Und angesichts solcher Pflichten, führt der Dialog mit rapider Wendung fort, waßt Du es, Chevalier, diese glühende Seele, dieses einst so stolze Herz einem so engen und steinlichen Dienste zu übergeben? Du zu Füßen eines Weibes? . . . Du die Sorgen eines Mannes verachten? Unterjoch die Liebe, Du heiliges Ehrgefühl! Daru wird der Tod Dich mitten aus den Klagen Deiner Umgebung abholen, die Dich liebt und ehrt, aus dem Kreise Deiner Basallen, die Dich Vater nennen. . . .

Des Mazis erwidert barich, er verstehe diese Phantasmen nicht; Bonaparte fährt fort: Wie, Sie glauben wirklich, daß die Liebe der Weg zur Tugend sei? Sie belästigt Sie bei jedem Schritt. Seit diese unselige Leidenschaft Ihre Ruhe gestört, haben Sie an einen anderen Genuß, als den der Liebe gedacht? Sie und die Leidenschaft bilden ein einziges Wesen. So lange sie wahren wird, werden Sie nur für sie handeln, und da Sie zugegeben haben, daß die Pflichten eines reichen Mannes darin bestehen, Gutes zu thun, die Scutenden der Armut zu entretzen, mit dem Ansehen seines Namens die Umtriebe der Bösen zu vernichten, das Vaterland zu verteidigen und zu seiner Wohlthätigkeit beizutragen — werden Sie nicht ausgehen, daß . . . Es folgen noch einige dunkle Worte. Wie eine zerrissene Saite bricht das Manuskript jäh ab.

Pohl & Koblenz Nachf.

ELBING.

Der **Ausverkauf** beginnt in einigen Tagen.

Ortsstatut.

Auf Grund der §§ 11 und 53 der Städteordnung vom 30. Mai 1853 wird unter Zustimmung der Stadtverordneten-Versammlung für den Stadtbezirk Elbing Folgendes bestimmt.

§ 1.
Die Anlegung und Unterhaltung von Trottoirs aus Steinplatten oder aus anderem, nicht aus gewöhnlichem Pflastermaterial oder Kies bestehenden Belage auf den Bürgersteigen liegt der Stadtgemeinde ob. Diejenigen Straßen oder Straßentheile, in welchen die Bürgersteige mit Trottoir versehen werden sollen, werden jährlich durch Gemeindebeschluss festgestellt.

§ 2.
Die Ausführung der Verlegungsarbeiten für oben gedachtes Trottoir erfolgt durch den Magistrat, nachdem die Gemeindebehörden über die Art der Herstellung, insbesondere über das zur Verwendung gelangende Material und die Breite des Trottoirs Bestimmungen getroffen haben.

§ 3.
Zu den Kosten für Trottoir und Verlegung einschließlich der Kosten für die erforderlichen Anpflasterungen haben die Eigenthümer der an die Straße grenzenden bebauten und unbebauten Grundstücke nach Maßgabe der Länge ihres an die Straße stoßenden Grundbestandes die Hälfte beizutragen. Der Magistrat zieht den Antheil der Verpflichteten event. im Wege des Verwaltungszwangsverfahrens ein.

§ 4.
Die Anlegung neuer Bürgersteige in denjenigen Straßen, welche bisher mit Bürgersteigen nicht versehen waren, erfolgt lediglich auf Kosten der Stadtgemeinde. Wird die Belegung eines solchen neu angelegten Bürgersteiges mit Trottoir durch Gemeindebeschluss festgesetzt, so finden hinsichtlich der Trottoirverlegung und der Aufbringung der Kosten derselben die Bestimmungen der §§ 2 und 3 dieses Regulativs Anwendung.

§ 5.
Die vermöge dieses Regulativs den Grundstückseigenthümern auferlegten Verpflichtungen haben die Natur öffentlicher dringlicher Gemeindeabgaben und gehen demgemäß im Falle eines Eigenthumswechsels auf jeden Rechtsnachfolger über.

§ 6.
Die durch die Trottoirlegung in Wegfall kommenden Pflastersteine fallen der Stadtgemeinde zu.

§ 7.
Die bisherigen Pflichten der Anlieger bezüglich der sonstigen Unterhaltung der Bürgersteige bleiben unberührt, ebenso die Vorschriften des auf Grund des Gesetzes vom 2. Juli 1875 (G.-S. S. 561 §§ 12 und 15) erlassenen Ortsstatut vom 11. Dezember 1883.

§ 8.
Dieses Statut tritt nach erfolgter Bestätigung durch die zuständigen Behörden (§ 16 Absatz 3 und 5 des Zuständigkeitsgesetzes vom 1. August 1883) in Kraft.

Elbing, den 16. Mai 1894.

(L. S.)
Der Magistrat.
gez. Elditt, Dr. Contag.

Vorstehendes Ortsstatut wird auf Grund des § 16 des Zuständigkeitsgesetzes und der §§ 11 und 53 der Städteordnung hierdurch bestätigt.

Danzig, den 2. Juni 1894.

(L. S.)
Der Bezirks-Ausschuss zu Danzig.
B.A. 2807. gez. Doehring.

Vorstehender Genehmigung des Ortsstatuts haben die Herrn Minister des Innern und der Finanzen mittels Verfügung vom 30. Juli 1894

M. d. S. II 9004

§. M. II 10363

ihre Zustimmung ertheilt.

Elbing, den 20. August 1894.

Der Magistrat.

Farben-Handlung
Richard Wiebe, Elbing,
Nr. 34. Heiligegeiststraße Nr. 34.
Maler-, Maurer-, Künstlerfarben, Pinsel, Lacke, Firnis etc.
billigst.

Dampfsägewerk Joh. Müller
Elbing, Speicherinsel
empfiehlt zu städtischen und ländlichen Bauten frei Baustelle resp. Waggon oder Ufer Elbingsfluß hier:
Seiten- und wettergraue Bretter, Bohlen
zu herabgesetzten Preisen.
Mauerlatten, Schnittholz
in diversen Dimensionen und Holzarten zu bekannt billigen Preisen.

Trockene Maler- u. Maurerfarben, Lacke, Firnis, Pinsel, Schablonen, Kitt, Bronze
kauft man in bester Qualität am billigsten bei
J. Staesz jun.,
Königsbergerstraße 84 und Wasserstraße 44.
Spezialität: Streichfertige Gelfarben.

Die Beerdigung des Malers Herrn **Joh. Schultz** findet Sonntag, den 26. d. M., Vormittags 11¹/₄ Uhr, von dem Oelkers'schen Gewölbe aus auf dem St. Marien-Kirchhofe statt.

Die Beerdigung meines lieben Mannes, des Kaufmanns **August Witting** findet Montag, den 27. d. M., Vormittags 9¹/₄ Uhr, von der St. Nicolai-Kirche aus statt.
Rosalie Witting.

Bürger-Ressource.
Heute, Freitag, Abends 8 Uhr:
Hum. Character-Darstellungen.
Programm, Preise etc. in voriger Nummer.

Bekanntmachung.
Da die Einquartierungslisten zum Abschluß gebracht werden müssen, können von heute an weitere Reklamationen gegen die Einquartierung nicht mehr berücksichtigt werden.
Die Einquartierung wird den betreffenden Quartiergebern einen Tag vor der Ankunft durch Fouriere angesetzt. Die Truppen sind mit Ausnahme der Offiziere vom 1. bis 5. September incl. zu verpflegen, vom 6. September ab erhalten die Truppen Magazin-Verpflegung, für deren Zubereitung die Quartiergeber zu sorgen haben.
Elbing, den 24. August 1894.
Der Magistrat.
gez. Elditt.

Photogr. Atelier
Alb. Kamieth
Alter Markt 63.
Photographieren jeder Art in vorzüglichster Ausführung.
Keine Sonntagsruhe!

Italienische Weintrauben
empfang und empfiehlt
W. Dückmann.

Pastoren-Tobak
wieder da.
Julius Arx

Von 15 Pfg. bis 1,25 p. Stück empf.
gute Zahnbürsten.
Bernh. Janzen.

Jetzt
und zum **Kaisermanöver** liefert auch nach **auswärts** bei rechtzeitigster frühesten Ordre prompt: **Nehe, Girsche, auch einzelne Braten, Rebhühner, Wildenten.**
M. B. Redantz,
Wildhandlung,
Fischmarkt 51, a. d. Hohen Brücke.

Mäucherlachs
in bekannter hochfeiner Qualität ist wiederum vorrätzig bei
W. Dückmann.

Mehrere junge Damen,
die das **Putz- und Modewaaren-Geschäft** zu erlernen beabsichtigen, finden Stellung bei
Th. Jacoby,
Fischerstr.

Dank.
Für die glückliche Heilung meines seit 6 Monaten bestehenden hartnäckigen Lungenhustens, verbunden mit schmerzhaften Stichen, welches Leiden mich oft an's Bett fesselte und mir Tag und Nacht keine Ruhe ließ, sage ich Herrn Dr. med. Volbeding, homöopath. Arzt in Düsseldorf, Königsallee 6, meinen herzlichsten Dank.
Es ist mein eifrigstes Bestreben, genannten Herrn vielfach anderweitig zu empfehlen.
Magdeburg, Fürstenstraße 23a.
Frau Marie Putschkow,
geb. Bethaus.

Die Beleidigung, welche ich dem Zimmergesellen F. Radwig und der Zimmergesellenfrau etc. Graf am 18. d. Mts. zugefügt, nehme ich hierdurch abtittend zurück.
Johann Hafke,
Zimmergeselle.

Meine großen Lager in Zephyr-, Moos-, Häfel- und Strumpf-
WOLLE
wie bekannt nur prima Waare (keine verlegenen Nefte)
verkaufe unter Fabrikpreis.
M. Rube Wittwe
(Inh.: Arthur Niklas),
16. Fischerstraße 16.
Packkammer für Wolle und Baumwolle.

Echter Vermouth di Torino.
Nicht zu verwechseln mit minderwerthigen Nachahmungen.
Francesco Cinzano & Cia.
Turin.
Zu haben in Elbing bei Herren:
Otto Schicht,
W. Dückmann,
Benno Damas Nachf.

Grabdenkmäler
von Granit, Marmor und Sandstein
sowie
Crystallgrabplatten (Neuheit)
mit unzerstörbarer Hochglanzpolitur
empfiehlt bei großer Auswahl billigst
C. Matthias,
Schleusendam 1.

Reinecke's Fahnenfabrik
Hannover.
Nach Königsberg
expedire D. „Vorwärts“ jeden Montag, Morgens 9 Uhr, von hier via Gaffarte.
Von Königsberg **nach Elbing**
via Pillau und Gaffarte ebenso jeden Mittwoch, Vormittags 10 Uhr. Ladeplatz in Königsberg im Kielgraben, in Elbing „Scharfe Ecke“.
Frachtkammer hier, Lastadieustr. 7/8.
Frachtsätze billigst.
Paul Friers.

Eine Wohnung
von zwei Zimmern, 3 Et., incl. Wasserleitung, zum 1. Oktober an ruhige Einwohner zu vermieten
Wasserstraße 32/33.
Ein gut erhaltener „**Toussaint & Langenscheidt**“ zum Selbstunterricht der franzöj. Sprache billig zu verkaufen. Wo? sagt die Expedition dieser Zeitung.
Nach Stettin
expedire SD. „Ceres“ Sonntag den 26. d. Mts., früh, via Königsberg.
Elbinger Dampfschiffs-Rederei
F. Schichau.

August Wernick Nachf.
Inh.: **Edw. Börendt,** Schmiedestr. 7.
Manufactur-, Seidenwaaren und Confectionsläger.
Täglicher Eingang von Neuheiten.
Anfertigung von Damenkleidern und Mänteln.

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 198.

Elbing, den 25. August.

1894.

Im Banne des Goldes.

Original-Roman von Gustav Lange.

Nachdruck verboten.

2)

Nach kurzer Beratung mit seiner Gattin entschloß sich Valentin Blank, nach Paris überzusiedeln und dort ein Bankgeschäft zu gründen, da er von einem früheren längeren Aufenthalt in Paris her mit den dortigen Verhältnissen einigermaßen vertraut. In einem zweiten Brief theilte er diesen Entschluß seinem Vater mit, und in einem noch ausführlicher und versöhnlicher gehaltenen Antwortschreiben als das erste, erklärte sich dieser damit einverstanden, ihm gleichzeitig alles Gute für die Zukunft wünschend.

Es war der letzte Briefwechsel zwischen Valentin und seinen Eltern, der stattfand. Bald nach dem Eintreffen des zweiten Briefes seines Vaters reiste er mit seiner Gattin nach Frankreich, eröffnete in Paris ein Geldwechsellagergeschäft und theilte seinen Eltern kurz seine zukünftige Adresse mit. Einige Monate waren seit der Ubersiedelung nach Frankreich verfloßen, als Valentin Blank eines Tages einen schwarz umranderten und schwarz versiegelten Brief erhielt, der den Postvermerk seines Heimathortes trug. Ein namenloser Schreck erfaßte ihn, und lange hielt er das verhängnißvolle Schreiben uneröffnet in seiner Hand, als scheue er sich, den Inhalt desselben kennen zu lernen, es überrieselte ihn mit Eiskälte. Endlich raffte er seine ganze Kraft zusammen, langsam trennte er eine Seite des Couverts auf und entnahm der Umhüllung einen gleichfalls schwarz umranderten Octavbriefbogen vom feinsten Papier und fast wie gestes-abwesend faltete er denselben auseinander. Nur einen einzigen Blick warf er auf die gedruckte Todesanzeige, der noch einige handschriftliche Bemerkungen beigelegt, dann jank er mit einem leichten Aufschrei in seinen Schreibstessel zurück, während sein Arm schlaff herabsank und das Schreiben auf den Teppich des Bodens fiel.

Es war ihm im ersten Augenblick unmöglich, den Inhalt der Trauerbotschaft zu fassen, erst allmählich kam ihm die Erkenntniß der vollen Tragweite derselben und fügte er sich in das Unabänderliche. Noch einmal nahm er die Trauerbotschaft vom Boden auf und scheinbar

ruhiger folgte er Wort für Wort derselben. Ja, es war kein Zweifel mehr — Vater und Mutter waren einer in seiner Heimathstadt plötzlich aufstretenden epidemischen Krankheit zum Opfer gefallen und fast an einem und demselben Tage, noch ehe es möglich gewesen, den in der Ferne wohnenden Sohn davon zu benachrichtigen, derselben erlegen.

Ein naher Verwandter theilte dies Valentin mit und ersuchte ihn, als einzigen Erben, sofort in seine Heimath zurückzukehren, um alle weiteren Anordnungen zu treffen. Der Schmerz über diesen plötzlichen Verlust, und dann, daß es ihm nicht mehr möglich gewesen, die Eltern noch einmal am Leben zu treffen, sich mit ihnen vollständig auszuöhnen, drohte ihn zu überwältigen, und selbst die tröstlichen Worte seiner Gattin, welche von der Nachricht gleichfalls tief erschüttert, vermochten nicht, ihn aufzurichten. Keines festen Gedankens, keiner klaren Vorstellung mächtig, war es ihm für den ersten Augenblick unmöglich, einen bestimmten Plan zu fassen und es bedurfte Stunden, ehe er dazu kam.

Bei der zweiten Reise und da seit dem Abgang des Briefes auch bereits einige Zeit vergangen, wäre es nicht möglich gewesen, in seiner Heimath einzutreffen, bevor seine Eltern ins kühle Grab hinabgesenkt wurden und zudem würde ihn dort alles an das Vorhergegangene und den schmerzlichen Verlust erinnert haben; so entschloß er sich denn, die weite Reise nicht zu unternehmen, sondern die Regelung der Erbschaft seinem Verwandten zu übertragen.

Wenn auch scheinbar die Zeit mit ihrer wohlthunenden Gabe, die Schmerzen der Menschen zu lindern und in das Meer der Vergessenheit zu versenken, was ihnen in Stunden großer Betrübniß Kummer bereitet, auf Valentin Blank ihren Einfluß ausübt, so blieb ihm doch jede frohe Stunde vergällt und führte er aus diesem Grunde mit seiner Gattin ein zurückgezogenes Leben; einsam und freudenleer floßen die Tage dahin.

Noch einmal schien die Sonne des Glückes und der Freude über dem Blank'schen Haus zu leuchten, als durch die Geburt eines Töchterchens die Familie um ein Glied vermehrt wurde, aber nur für kurze Zeit. Seine Gattin versiel in eine lange, schwere Krankheit, von der sie selbst die besten und geschicktesten Aerzte, die er an ihr Krankenlager rufen ließ, da er keine Kosten scheute, nicht zu heilen vermochten; nach

einigen Wochen schwerster Krankheit erlöste sie der Tod von ihren Leiden und Valentin Blank stand als trauernder Witte an ihrem Sterbelager.

Es war ihm, als müßte er zusammenbrechen unter der Wucht dieses Schicksalschicksalages, welcher ihn getroffen; das Leben selbst dünkte ihm nur noch eine Dual zu sein; er war nahe daran, sich ein Leides anzuthun und nur der Gedanke an sein Kind hielt ihn davon ab.

Mehr noch als vordem vergrub sich Valentin Blank nach dem Tode seiner Gattin in die Einsamkeit seines Hauses, selbst sein Geschäft gab er auf, da ihm das bedeutende väterliche Erbe gestattete, auch ohnedem ein sorgenfreies Leben zu führen, und so widmete er sich einzig der Erziehung seines Kindes, das Ebenbild seiner so früh verstorbenen, von ihm über Alles geliebten Gattin.

Jahre waren so vergangen, als eines Morgens die Leute in der Rue de Mitrabau, Blanks Nachbarn sahen, wie die Fensterläden an dessen Haus, welches er allein bewohnte, geschlossen blieben, und nicht lange danach verbreitete sich das Gerücht, er habe mit seiner Tochter, einem hübschen zwölfjährigen Mädchen, Paris verlassen und kein Mensch wußte, wohin er sich gewendet oder aus welchem Grunde er der Stadt den Rücken kehrt.

Gar bald würde er der Vergessenheit anheimgefallen sein und kein Mensch mehr an den deutschen Bankier gedacht haben, wenn nicht das Haus mit den geschlossenen Fensterläden zuweilen an ihn erinnerte hätte, als er nach jahrelanger Abwesenheit eines Tages, wie es schien, allein in seiner Wohnung wieder eintraf. Seine Rückkehr nach Paris traf ungefähr mit dem erstmaligen Auftreten der schönen Sängerin Bianca in der italienischen Oper zusammen.

Zweites Kapitel.

Es war an einem kalten Dezembertag, einige Tage nachdem wir die Bekanntschaft Valentin Blanks gemacht. Derselbe saß in seinem öden, traurigen Wohngemache, welches jeder behaglichen und wohnlichen Einrichtung entbehrte, in einem alten abgenutzten Lehnstuhl vor dem wackeligen Tische. Im Laufe des Nachmittags hatte er von dem Theaterdiener einen Zettel für die Oper erhalten, welche am nächsten Tage gegeben werden sollte; er entfaltete ihn, seine Augen suchten nur einen Namen und letzte flüsternd seine Lippen denselben, ja er küßte sogar die Stelle des Papiers, auf der der Name der Sängerin Bianca stand.

„Ja, das ist er,“ der schöne Name meiner Tochter —“ bebend hielt er inne, als fürchte er einen Vauscher, aber alles blieb still. „Ach, wenn sie es wüßte, welches jämmerliche Leben zu führen ich gezwungen bin, wie ich alles, Reichthum und Ehre, die Ruhe und Zufriedenheit meiner Seele geopfert, nur um ihre Wünsche erfüllen zu können und wie schwer mir dies fernherhin wird, wenn ihre Leiber so früh ver-

storbene Mutter sehen würde, wie ich im Banne des Goldes, aus Liebe zu dem Kinde so tief gesunken, und schon fühle ich nicht mehr die Kraft, mich emporzuraffen —“

In diesem Augenblick pochte es an die Thür; Blank fuhr erschrocken auf.

„Wer kann das sein?“ flüsterte er ängstlich vor sich hin; „schickt sie vielleicht nach mir? Aber nein, sie weiß ja, daß ich pünktlich komme und soll nicht nach mir schicken, denn die Menschen sind argwöhnisch und möchten sonst vermuthen, daß sie mich kennt.“

Er legte hastig den Zettel in die Tischschublade, welche er sorgfältig verschloß, und öffnete dann die Thür.

Ein Gerichtsbote des Bezirksgerichts trat mit kurzem Gruß in das Gemach; Blank trat entsezt einen Schritt vorwärts und sein Blick heftete sich mißtrauisch auf den Mann, während dieser den feingern forschend in dem ärmlichen Gemach umhererschweifen ließ; die in allen Winkeln deutlich sichtbare Armuth schien ihn nicht wenig Wunder zu nehmen.

„Monsieur Blank, seit wann ist denn die Armuth bei Euch eingekehrt?“ fragte der Gerichtsbote erstaunt.

Der also Gefragte antwortete mit einigen ausweichenden Worten.

„Nun,“ fuhr der Gerichtsbote nach einigem Schweigen fort, indem er den mürrischen alten Mann mit einiger Theilnahme betrachtete, „wir haben uns schon zu anderen Zeiten gekannt. Es scheint sich seitdem Vieles bei Euch geändert zu haben. Damals, es werden nun bald zwanzig Jahre her sein, denn ich war noch Gehilfe meines seligen Amtsvorgängers und Schwiegervaters, war Euer Name bekannt und stand in guten Rufe bei Allen, welche Geld zu viel oder zu wenig hatten; von jenen nahmst ihr, und diesen gabst ihr Procente, selbst auf der Börse wurde Euer Name genannt. Nachher waret Ihr einige Jahre weg, man sagt in Deutschland oder sonst wo — und jetzt, armer Monsieur Blank, bezahlt Ihr keine Schulden mehr, Ihr seid dem äußeren Anscheine nach ruiniert. Sollten die Leute Recht haben, welche Euch hinter dem Rücken eine Thorheit nachsagen, daß Ihr Euer ganzes Vermögen an eine hübsche Sängerin von der italienischen Oper —“

„Schweig! sage ich Euch,“ rief Blank, indem er einen Schritt näher an den Gerichtsboten herantrat und seine Hände zornig ballte, als wollte er sich in seiner Wuth auf denselben stürzen und ihn mit seinen Fäusten zermalmen. „Nimm mich in meiner Gegenwart wieder ein solches Wort über Eure Lippen kommen, oder bei Gott, dieser schwache Arm soll seine letzte Kraft an Euch versuchen!“

„Nun, nun!“ brummte der Gerichtsbote, indem er eine Amtsklene annahm und eine Urkunde aus seiner umfangreichen Ledermappe hervorzog. „Ich bin weder Euer Vormund, noch will ich mich zum Sittenrichter über Euch aufwerfen. Ich bin in Angelegenheiten

des öffentlichen Dienstes zu Euch gekommen. Habt Ihr Schulden gemacht, so ist es ja Eure Sache allein, diese zu bezahlen; für wen Ihr die Schulden gemacht, kann mir ebenso gleichgültig sein, ob für eine —"

Valentin Blank schlug vor Wuth schäumend mit der geballten Faust auf den alten wackeligen Tisch, erbleichte aber, als es darin klang, wie ein Haufen Goldstücke und sein Auge bestete sich durchbohrend auf den Gerichtsboten, der aber scheinbar gleichgültig das Schriftstück entfaltete.

"Klingt es so, um so besser für Euch," sagte der Gerichtsbote pfiffig, indem er die Brille auf die Nase setzte und zu lesen anhub:

"Ich, Leon René bei dem Tribunale zu Paris beidigt, zu Paris wohnhafter Gerichtsbote, lade urkundlich dieses und auf Anstehen des Herrn Leroux, Juweller zu Paris, welcher für diese seine Reichsblache den Anwalt, Herrn E. Reinalt, erwähnt, den Herrn Valentin Blank, ohne Gewerbe, zu Paris wohnhaft, in die Sitzung des gedachten Tribunals vor, um daselbst folgende Anträge stellen zu hören: Herr Valentin Blank hat von dem Juweller Leroux 1) einen Haarschmuck mit echten Steinen, zum Preise von 8000 Francs, gekauft; 2) ein Paar Ohrringe mit echten Steinen, zum Preise von 2000 Francs, gekauft, und ist in Güte zur Zahlung dieser Summe von 10 000 Francs nicht zu bestimmen. Man trägt daher darauf an, daß es dem Gericht gefallen wolle, den Käufer, genannten Herrn Valentin Blank, schuldig zu erkennen, die Summe von 10,000 Francs nebst Zinsen vom Tage des Journements an und alle Gerichtskosten zu bezahlen."

Paris, den 3. Dezember 1846.

Leon René, Gerichtsbote."

Es ist ein sonderbares Ding, so eine Vorladung! Bei Geschäftsleuten zu Paris, welchen dergleiche Angelegenheiten nicht fremd sind, erscheint der Gerichtsbote und giebt die Abschrift seines Exploite ab, wie ein Bedienter, welcher die Einladung zu einem Mittagessen oder zu einem thé dansant überbringt. Der Empfänger bescheinigt mit einer scheinbaren Ruhe den Empfang des Blattes, und wenn auch Tausende darauf verzeichnet sind, seine Falte zeigt sich auf seinem Gesichte, seine Hand zittert nicht beim Schreiben und doch unterschreibt er nicht selten den Verkauf aller seiner Güter, Armuth, Eend und Jammer. Dann ist die Urkunde freilich eine Einladungskarte, aber eine Einladungskarte zu der großen Gesellschaft, wo man den Tanz der Verzweiflung tanzt, eine Einladungskarte zu der großen Gastafel des Hungers. Ein Gerichtsbote von Paris durchläuft an einem Vormittage alle Nuancen der Armuth. Er verläßt die Armuth, welche in glänzenden Hotels wohnt, und deren Besitzer er vorgeladen hat, weil seine sämmtlichen Gläubiger des langen Borgens müde sind, und eilt zur Pfändung eines armen Schuldners, der dabei den wesentlichen Vortheil hat, daß er auch nicht das Mindeste in seinem Besitz hat, was

ihm gepfändet werden könnte. Auf Anstehen eines Restaurateurs läd er einen Studenten vor, welcher seinen Wechsel auf drei Monate antizipirt hat und sich in seinem ganzen Leben um nichts weniger bekümmert, als um die Sorge, wie er seine Gläubiger bestreiden würde; dann kommt er zu einer eleganten Tänzerin, die mit ebenso großer Gleichgültigkeit der Pfändung des Schmuckes zusieht, als sie ihn aus den Händen eines alten reichen Liebhabers empfing, dessen Liebe sie verspottet. Dann kommt er wieder in eine Wohnung des Jammers, wo das verzweifelte Weib eines lüderlichen Taugenschicks sammt ihren Kindern von dem Hausherrn wegen rückständiger Miete auf die Straße geworfen werden soll.

Blank unterschrieb die Urkunde scheinbar mit der größten Gemüthsruhe und gab sie dem Gerichtsboten wortlos wieder retour, der sich dann mit einem kurzen Gruß entfernte; er verschloß hinter ihm die Hausthür und auch die des Zimmers, er lauschte, bis die Tritte des Gerichtsboten verklungen, dann schob er vor die letztere noch zwei große eiserne Niegel vor und verwahrte dieselben so doppelt.

(Fortsetzung folgt.)

Manngfaltiges.

— Aus dem chinesischen „Reichsanzeiger“ in Peking werden folgende Mittheilungen wiedergegeben: „Lächerliche Ansitte! Die Maler und Zeichenschreiber, meistens sehr anständige und gebildete Menschen, die aus reiner Noth Kunst für Geld selbsteten müssen, haben die Gewohnheit, Jeden, der bei ihnen ein Bild bestellt, mag er noch so niedriger Herkunft, selbst ein einfacher Kaufmann sein, mit „Eure Excellenz“ oder „Herr Doktor“ anzureden. Das ist sehr zu beklagen, doch ist kaum eine Aenderung möglich. Würden die Maler ihre Auftraggeber nicht in so schmeichelhafter Weise anreden, so würden diese einfach wegbleiben. — Der Provinzial-Schachmeister Ticheng ist ein unbestechlicher Herr; nicht einmal zum Geburtstag seiner Frau nahm er die ihm von allen Seiten zufließenden Geschenke in Empfang. — In einer Straße in der Nähe der Tienju Wall wurde einer Familie ein Ei gelegt, das deutlich ein chinesisches Zeichen, „Beamten“ bedeutend, durchscheinen ließ. Darob große Erregung in der Nachbarschaft, die sich wunder wessen für die Zukunft versieht. Nach unserer Meinung ganz mit Unrecht. Schon in einem alten Werke findet sich eine ähnliche Erscheinung beschrieben; es wird dabei hinzugefügt, daß auf das wunderbare Ereigniß nichts erfolgt sei, so wird es auch jetzt kommen. Die Bevölkerung Cantons ist merkwürdig. Anstatt sich auf Eltern- und Kindesliebe zu beschränken, lauten die erwachsenen Menschen in die Theehäuser, verlieben sich dort in ein Weltbild und begehen, wenn sie den Gegenstand ihrer Neigung der hohen Preise oder anderer

Ursachen halber nicht erwerben können, entweder allein oder in der Absicht, im Himmel vereinigt zu sein, mit dem Frauenzimmer zusammen Selbstmord. Es ist das ein äußerst tadelnswerthes Deplacement der Gefühle."

— Ein „**Ehedrama**“ beschäftigte kürzlich das Berliner Landgericht I. Des Hausfriedensbruchs, der Körperverletzung mittels gefährlicher Werkzeuge und der Beleidigung sollten sich die Brüder May und Benno Cohn schuldig gemacht haben. Die Schwester der beiden Angeklagten, Betty, ist mit einem als Schauspieler thätigen Herrn Simonsohn verheiratet. Beide Eheleute waren nicht frei von Eifersucht, und als Herr Simonsohn eines Abends seine Frau auf der Straße in Begleitung eines anderen Mannes gesehen hatte, kam es zu einem heftigen Auftritte, der damit endete, daß Simonsohn die Gattin vor die Thür setzte. Die Frau wendete sich hilfesuchend an ihre beiden Brüder, die Angeklagten May und Benno. Diese versprachen, die Sache wieder in's Geleise zu bringen. Sie stellten zunächst sorgfältige Ermittlungen an, durch welche sie die Ueberzeugung erlangten, daß ihre Schwester unschuldig sei, während der Gatte ihr gerechten Grund zur Eifersucht gegeben haben sollte. Am 26. April begaben sich nun die Geschwister Cohn zu Herrn Simonsohn. May Cohn ging hinauf und klingelte an der Wohnung; gleich darauf hörte man Klatschen und einen Schrei; unzweifelhaft hatte Jemand eine Ohrfeige bekommen. Sofort stürmte Benno Cohn seinem Bruder nach, und Herr Simonsohn erhielt gewaltige Schläge, bis er aus der eigenen Wohnung floh, während die Brüder Cohn noch auf der Treppe ihn prügelten. Auch das Dienstmädchen fiel der Rache der Brüder zum Opfer und floh aus der Wohnung, während ihre Bude im tiefsten Roth leuchtete. Herr Simonsohn hatte sich auf den Hof begeben und schimpfte dort; die Brüder Cohn erschienen oben in den Fenstern und schimpften gleichfalls, kurz es war ein entsetzliches Lärmen und Toben. Die Frau Simonsohn hatte in der Wohnung ihre Brüder vergebens von Mißhandlungen zurückzuhalten gesucht, das geohrfeigte Dienstmädchen war nach der Polizei gelaufen, und die Folge ihrer Klage war, daß schließlich die ganze Gesellschaft den Weg zur Wache antreten mußte. Die Brüder Cohn wurden dann unter die obige Anklage gestellt. Das Amtsgericht hielt den gemeinschaftlichen Hausfriedensbruch nicht für erwiesen, verurtheilte aber die Cohns wegen der übrigen Straftaten zu je 150 Mark Geldstrafe. Hingegen legten Beide

Berufung ein. Herr Simonsohn schilderte vor der Ferienstrafkammer die Sache als eine Art Todtschlagsversuch und erklärte u. A., er habe, während er die Prügel erhielt, sich gewundert, „daß seine Schwäger eine solche Ausdauer im Schlagen hätten.“ Trotzdem kam das Gericht doch im Hinblick auf die Cohn-Simonsohn'schen Familienverhältnisse zu einer milderen Auffassung und setzte die Strafen bei May Cohn auf 70 Mark und bei Benno Cohn auf 90 Mark herab.

— **Der Schall im Inzeratenthell.**

„Erstes großes Brillantfeuerwerk unter persönlicher Abrennung des Herrn Bagelt.“ (S. A.) — „Die berühmte amerikanische Haarschneidung, welche allen Haarleidenden radikale und schnell ein Ende macht“ u. s. w. (R. Z.) — Heute wurde am hiesigen Magistratsgebäude der schwarze Kasten, worin künftighin die Verlobten, welche zur Ehe übergeben wollen, in gesetzmäßiger Weise aufgehängt werden müssen, befestigt.“ (E. Z.) — „Der Verkauf meiner seligen Frau auf dem Wochenmarkte hat seinen ungestörten Fortgang.“ (L. T.) — „Wir werden Jeden, der durch unsern Hof fährt, und wenn es auch Leichen sind, gerichtlich belangen.“ (Ruhrbote.) — „Für drei Brüder, darunter zwei Knaben, wird ein Zimmer gesucht.“ (L. T.) — „Ein dreijähriger Esel, wegen seiner Frömmigkeit auch für den Umgang mit Kindern passend, ist zu verkaufen.“ (R. R. u. A.) — „Elf Kleiderschränke für Feldwebel von Kiefernholz sucht die Garnisonverwaltung in Glogau.“ (R. A.) — „Fünf Thaler Belohnung demjenigen, der mir den Verbleib meines am 24. v. Mts. abhanden gekommenen Hundes so anzeigt, daß ich denselben gerichtlich belangen kann.“ (A. f. D.) — „Für Geburten sind die Wochentage Dienstag und Freitag morgens 9 bis 12 Uhr festgesetzt. Der Standesbeamte.“ (B. T.) — „Gute Nähmaschinen, ein Sattler, ein Schneider zu verkaufen.“ (D. Z.) — „Bei der Sektion eines gelbbraunen Dachshundes hat sich amtliche Wutkrankheit ergeben.“ (D. N.) — „Alle, welche noch Akten aus dem Nachlasse meines verstorbenen Mannes beanspruchen, werden aufgefordert, sich binnen vier Wochen zu melden, widrigenfalls sie eingestampft werden.“ (R. Z.)

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaarz
in Elbing.